Zweite Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 262. Dienstag den 18. September 1888. 82. Jahrgang.

Der gute Doctor.

Erzählung von J. Jienbeck.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Von dem kleinen Häuschen bewegte sich am Nachmittag desselben Tages der Trauerzug nach dem Friedhof, der am Abhange des Berges liegt, auf dessen Spitze sich der Thurm der Severinskirche erhebt. Wie ein mahnender Finger weist die schlanke Steinpyramide nach oben, und das auf ihrer Höhe im Sonnenlicht funkelnde Kreuz ist wie ein Zeichen des Sieges und des Friedens, dessen sich die Schläfer da unten nach langem Kampfe erfreuen.

Der einfache Sarg, in den man die Verstorbene zur letzten Ruhe gebettet, schwankte auf den Schultern seiner vier Träger. Die Männer hatten es eilig und kamen in ein immer schnelleres Tempo; es war nur eine arme Frau, die sie zu Grabe trugen. Die feierlichen, abgemessenen Schritte, die wie in Trauer gebeugten Köpfe, die ernsten Mienen, Alles das war nach alter Geschäftspraxis nur ein Requisit bei der Beerdigung eines Reichen. Zu Sechsen scheinen diese Art Leute schwerer an einem Sarg zu tragen als zu Vieren. Auch die fuchsig rothen Hüte, von denen zerknüllte, an den Enden ausgefaserte Florbänder herabhingen, bewiesen, daß diese Handlanger des Charon ihre Achtung dem Verstorbenen gegenüber nur nach der Höhe des Obolos bemessen, mit dem die Hinterbliebenen sie erkaufen können.

Auch der Geistliche, der hinter dem Sarge herschritt, dachte wohl ähnlich wie die Träger; sein Gesicht hatte ganz den Ausdruck eines Menschen, der eine unbequeme Pflicht erfüllen muß, von deren Nutzen er selbst nicht überzeugt ist. Wenn seine Augen über die Weingärten an den Abhängen der Hügel schweiften, so flog es wie ein Lächeln der Befriedigung über seine Züge; die Aussichten für den Heurigen waren gute.

Der Sarg war in das offene Grab gesenkt, in geschäftsmäßigem Tone hatte der Geistliche die nach der Agende vorgeschriebenen Worte gesprochen und eine Rede begonnen, die er für Leichenbegängnisse vierten Ranges ein für allemal memorirt hatte. Von seinen Zuhörern schien keiner für diese Rede mehr Interesse zu haben, als der Sprecher selbst es hatte. Die vier Träger hatten dieselbe seit Jahren schon oft genug gehört. Von den fünf Leidtragenden war jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Der blinde Hans hatte seine glanzlosen Augen fest auf ein Gebüsch geheftet, aus dem der melodische Schlag einer Amsel herübertönte; dem Knaben, dessen Gehör durch den Verlust des Sehvermögens feinfühliger, feinfühlender geworden war, dünkte der Gesang des Vogels ergreifender, als das schnarrende Organ des Nachmittagspredigers. Die kleine Lene sah gespannt in das Grab, das dunkel und schaurig vor ihr aufgähnte; die Schrecken des Todes, der Schmerz um die Mutter, die allein in dem engen Kasten da unten weiterschlafen sollte, traten zurück vor der Frage, was jetzt noch geschehen werde, vor Verwunderung über das Ungewohnte und Unerklärliche. In dem schwarzen Kleide kam sich das Kind selbst wie eine Fremde vor. Der Doctor Wilken hatte nur für die beiden Kinder Augen. Einer seiner langen Arme war immer in Bewegung; bald streckte er ihn aus, als ob er fürchte, eines der Kinder könne noch einen Schritt vorwärts thun, und er müsse es von dem Sturz in die Grube zurückhalten, bald wieder fuhr er über die semmelblonden Borsten auf seinem Schädel, als ob er dieselben gerade heute zwingen müsse, sich zu einer Frisur zu gewöhnen. Dabei zuckte es auf seinem Gesicht, wie wenn er den Ausbruch verhaltenen Ingrimms gewaltsam zurückdränge.

Gronau stand neben dem Doctor; er that nichts, was ihm den Anschein geben konnte, als ob er an der Feierlichkeit irgendwie theilnehme, er sah nur Marie. In dem Trauerkleide erschien ihm das junge Mädchen noch schöner als an dem Tage, da er es zuerst gesehen. Die marmorne Blässe des Gesichts wurde durch die schwarzen Halskrüschen und den Krepschleier, der Hut und Haar verhüllte, noch mehr hervorgehoben. Die thränenlosen Augen starrten in die Weite, aber nichts von Dem, was sie sahen, übermittelte sich dem Bewußtsein; alle Sinne hatten ihr Vermögen nach innen concentrirt, aber alles Denken konnte doch das Chaos nicht bewältigen, zu dem sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Hirn und Herz mischten. Wie versteinert war das Gesicht des jungen Mädchens, wie die krystallene Decke, unter der zur Winterszeit brausend und donnernd die schwarzen unergründlichen Fluthen eines Stromes dahinrollen.

Wie ein Lichtblitz durchzuckte es plötzlich den Maler; es war ihm, als habe er lange Zeit im Dunkeln tappend nach einem verlorenen Gegenstand gesucht, den er nun bei einem unerwarteten Aufleuchten vor sich liegen sah. Worüber er sich den Kopf zerbrochen und das Gehirn zermartert hatte, die Frage, an wen ihn das Gesicht der Gräfin Wolfseck erinnerte, sie war gelöst. Die Aehnlichkeit des jungen Mädchens mit der alten Dame frappirte ihn förmlich; jetzt, wo jenes, wie diese, in ein schwarzes Gewand gekleidet war, glaubte Gronau, das lebendig gewordene Jugendbild der alten Dame vor sich zu sehen. Marie hatte denselben Gesichtsschnitt; Augen, Nase, der strenge stolze Zug um den Mund, selbst die Linien des ganzen Körpers waren wie von der Natur nachgebildet. Seine Blicke in das seitwärts gewandte Antlitz des Mädchens wurden immer prüfender, er machte sich den Kopf, der sich scharf umrissen in der klaren Sommerluft abhob, zum Studium; wie ein in das Weibliche transponirtes Modell zu dem angefangenen Gemälde, das auf der Staffelei in dem rothen Salon des alten Hauses stand, kam er ihm vor. Was er in den Lichtbildern und in der Bleistiftzeichnung vergebens gesucht, den Geist, den Charakter, das Individuelle, das trat ihm hier packend, in der höchsten Potenz des Ausdruckes, entgegen. Erst das laute Amen des Geistlichen erinnerte Gronau wieder daran, wo er sich befand.

Polternd fielen die ersten Schollen Erde auf den Sarg. Mit diesen dumpfen Tönen, die für jeden Menschen eine gewisse beängstigende, ernst stimmende Wirkung haben, mischte sich ein leiser Aufschrei Mariens, ein halb unterdrücktes Schluchzen der kleinen Lene. Während sich das Grab weiter füllte, entfernte sich der Geistliche, nachdem er sich mit einigen Trostworten an Marie und die Kleinen gewandt und der ersteren ihre Pflichten klar zu machen versucht hatte. Auch dem Maler wurde ein Druck von der feuchtkalten Hand des Predigers zu Theil; in dem Eifer, sein Geschäft zu Ende zu bringen, hielt der Mann im Talar den Schwarzbärtigen für einen Verwandten der Beerdigten.

Von einem der halb eingesunkenen Hügel erhob sich ein altes Mütterchen; auf einen Stock sich stützend, wankte die Alte zitternd auf das Grab zu und warf drei Hände voll Erde hinein.

„Eine gute, eine liebe Frau war das", murmelte sie dabei, „der unser Herrgott schon ein Plätzchen in seinem Himmel bereitet haben wird! Oft genug hat sie ihren letzten Bissen Brot mit den Armen getheilt, wenn die Reichen hart und kalt waren!"

Der Doctor Wilken versuchte es, seinem Gesicht den bärbeißigsten Ausdruck zu geben, um seine Rührung zu verbergen, die über ihn kam, als er diese Worte hörte.

„Das ist eine schönere Grabrede, als der ganze Sermon des Priesters!" flüsterte er Gronau zu und gab ihm dabei einen derben Stoß in die Seite. „Es war aber auch nur ein Nachmittagsprediger. Der alte Stadtpfarrer ist krank, der hätte es besser gemacht!" fügte er erklärend hinzu. Als die Beiden mit den verwaisten Kindern den Friedhof verließen, konnte der Maler die Frage an den Doctor nicht unterdrücken, ob dieser sich des Gesichtes der Gräfin entsinne.

„Nein!" antwortete Wilken kurz und abstoßend. „Bleibe mir überhaupt mit Deiner Gräfin vom Leibe, habe jetzt an wichtigere Dinge zu denken, als an eine solche hochadlige Visage.

V. Capitel.

Doctor Erich Wilken war in wahrhaft aufopfernder Weise darauf bedacht, daß sich seine jungen Hausgenossen bei ihm einlebten. Bei den beiden Kleinen überwog der Reiz des Neuen bald allen Schmerz und Kummer, dessen Stachel in kindliche Gemüther nicht tief eindringt. Täglich machte der Arzt mit dem blinden Hans und der Lene einen Spaziergang; bei dem heiteren kindlichen Geplauder der beiden Geschwister schien auch der kleine Herr alle seine Sorgen und seinen Aerger zu vergessen, er lachte und scherzte mit ihnen, ging mit unermüdlicher Geduld auf ihre Wünsche ein und suchte auf jede nur mögliche Art den Geist und den Körper derselben zu bilden.

Mit der ältesten Schwester, der Marie, sah man ihn nie zusammen. Diese hatte sich, auf eine Andeutung des Doctors hin, ganz der Führung des kleinen Haushaltes angenommen. Mit Hilfe einer alten Magd, die schon lange Jahre in Wilken's Diensten stand, war sie von früh bis spät thätig, um ihre Pflichten zu erfüllen. Dabei beseelte sie nur der eine Wunsch, wie eine Mutter für den Doctor und für die beiden Kinder sorgen zu können, um so diesen die Verstorbene zu ersetzen, jenem einen Theil ihrer Schuld abzutragen. Wenn sie sah, daß Wilken's Augen beim Eintritt in seine Wohnung aufleuchteten, weil er irgend ein Möbelstück, das schon seinem Vater gedient hatte, in erneuertem Glanze blinkend bemerkte, wenn ihm die Speisen mundeten, wenn er darüber scherzte, wie oft ihm sonst das Fehlen von Knöpfen oder Löcher in den Strümpfen die Laune verdorben, dann zog ein Gefühl des Stolzes in ihre Brust ein, das sie früher nie gekannt hatte. Sie sagte sich mit Befriedigung, daß sie nicht unverdientes Gnadenbrod esse, sondern den Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit verdiene.

Zwei Räume seiner Wohnung hatte Wilken für die drei Waisen bestimmt und in dieselben den Hausrath schaffen lassen, der die einzige Hinterlassenschaft der Wittwe Müller bildete. Hier hielt sich Marie auf, wenn ihre wirthschaftlichen Arbeiten beendet waren, und nähte und flickte noch, wenn alle Anderen längst schliefen. Ihre einzige Erholung war ein Gang nach dem Friedhof, ein Besuch des Grabes der theueren Verstorbenen, in der sie immer noch die eigene leibliche Mutter betrauerte. Die letzten Worte der Sterbenden schien Marie ganz vergessen zu haben. Der Doctor schien auch nicht mehr daran zu denken, was ihm die Wittwe Müller mit ihrem letzten Athemzuge über Mariens Geburt gesagt hatte, in dem von ihr bezeichneten Schrank hatte er ein Bündel Briefe und vergilbtes Papier gefunden, dieselben aufmerksam durchgelesen und dann kopfschüttelnd in das tiefste und verborgenste Fach seines Schreibtisches gelegt. Er sprach mit Marie über den Inhalt nicht und erhob auch keinen Widerspruch, als ihm gerichtlich die Vormundschaft über diese, als die unmündige Tochter der verstorbenen Wittwe Müller, und über ihre beiden Geschwister übertragen wurde. Von der Klatschsucht der Maiselder hatte der Doctor nicht zu leiden; das Interesse aller Basen und Gevattern war durch die wichtigen Neuigkeiten über die Gräfin Wolfseck und ihre bürgermeisterlichen Verwandten vollkommen absorbirt. Und wenn gar Jemand das Gesprächsthema auf den Doctor bringen, die Aenderungen in seinem Hause besprechen wollte, so fand er kaum einen geduldigen Zuhörer. Man lachte wohl über die neue Marotte des gutmüthigen Mannes, der sich eine solche Last aufgeladen, um hernach Undank zu ernten, aber keiner wagte es, eine Verdächtigung laut werden zu lassen oder gar seiner Handlungsweise selbstsüchtige, unlautere Motive in Bezug auf die schöne Marie unterzulegen. Der Letzteren gönnten nur Wenige das Glück, das ihr so unerwartet zu Theil geworden. „Nun wird die Person noch hochmüthiger werden", hieß es.

Wenn die Maiselder aber auch noch so viel über ihn geklatscht und geredet hätten, zu den Ohren des Doctors würde doch nicht viel davon gekommen sein. In den „Stern" ging er nur noch selten, des Abends gar nicht mehr. „Ich will es auch mal versuchen, wie einem Hausvater zu Muthe ist, der nach des Tages Last und Hitze mit den Seinen beisammen sitzt", sagte er zu Gronau, als dieser sich darüber beklagte, daß er ihn nie mehr beim Abendschoppen treffe. „Wenn Du nicht mehr in Maiseld bist, mache ich mit dem Wirthshausleben überhaupt ein Ende."

Je mehr sich Wilken von allem Verkehr zurückzog, um so bekannter wurde Gronau mit den Maiseldern; er war darauf angewiesen, seine Abende im „Stern" zuzubringen, der Doctor hatte ihn nie zu einem Besuch in seinem Hause aufgefordert. Dem lebenslustigen jungen Manne sagte auch eine Unterhaltung mit dem Freunde in Gegenwart der Kinder nicht zu; daß Marie an einer solchen nie theilnahm, wußte er. Im Stillen lachte er wohl über die steifleinene Art Erich's, aber er ließ nie einem Gedanken Raum, der seine Verehrung, seine Freundschaft für den wunderlichen kleinen Herrn beeinträchtigen konnte. Es schien fast, als ob die Runde an dem Stammtisch des „Rothen Stern", welcher der Maler nun als stimmfähiges, anerkanntes Mitglied angehörte, durch den Neophyten an Heiterkeit und Frohsinn gewonnen habe. Mit Gronau war ein neues Element in diesen Kreis von vertrockneten Spießbürgern gekommen, die bei seinen Schnurren und Anekdoten aufthauten, wie eine von Schnee bedeckte Fläche in der Märzsonne. Der Maler selbst fand nach und nach inniges Behagen daran, die Kleinstädter wie eine Schaar von Wilden behandeln zu können, denen er die tollsten Geschichten aufband, die er nach Gefallen dupirte. Die Ah's und Oh's des Erstaunens seiner verwunderten Zuhörer waren für ihn immer eine neue Aufforderung, ihre Leichtgläubigkeit noch kräftiger auf die Probe zu stellen. Wenn der behäbige, ewig schmunzelnde Wirth seinem Gast gegen Mitternacht die Treppe hinaufleuchtete, so sagte er wohl: „Heute haben Sie's aber halt zu toll getrieben, Herr Professor! Gott soll mir'n Thaler schenken, wenn ich nur die Hälfte von Dem glaube, was Sie erzählt haben!"

„Halten Sie mich für einen Aufschneider und Lügner?" hatte Gronau einmal mit gut gespielter Entrüstung darauf erwidert. „Morgen Abend rede ich kein Wort!"

„Gott soll mir — nein, ich werde einem Armen einen Thaler schenken", fiel der Sternwirth, seine Lieblingsphrase abändernd, ängstlich ein. „Aber erzählen Sie, erzählen Sie meinetwegen, daß ein richtiger Maler zum Frühstück lebendige Kinder verspeisen und ein Maß Terpentinöl statt Wein dazu trinken muß — aber erzählen Sie nur! Die anderen Herren würden sonst ja einschlafen, oder um acht Uhr schon wieder an den Heimweg denken, wie es ihre Gewohnheit war, ehe Sie bei mir wohnten. Sie haben die Herren am runden Tisch seßhaft gemacht, Herr Professor. Noch einen Thaler gäbe ich darum, wenn Sie immer bei uns blieben."

In der That hatten sich die Stammgäste des „Rothen Sterns" auf einen Vorschlag Gronau's hin von ihrer alten Gewohnheit losgesagt. Sie kamen jetzt nach der Abendsuppe zusammen und gingen erst spät in der Nacht wieder heim. Nur der Bürgermeister und Heppler, sonst die Treuesten der Treuen, mieden nach wie vor den „Stern", aber Niemand vermißte sie. Des Ersteren Platz hatte nun Gronau eingenommen, der mit Geschick und Talent den Vorsitz führte und auf alle Ideen bereitwilligst einging. Nur Eins litt er nicht, daß über Abwesende schlecht gesprochen wurde. Das war in den Augen der Maiselder ein großer Fehler, ein fast ebenso großer wie der, daß der Maler jede Einladung rundweg ablehnte und keine Frage in Bezug auf die Gräfin oder den Doctor Wilken beantwortete. Und doch hätte ihn Jeder so gern als Hausfreund gewonnen, da die Frauen, alt und jung, für den interessanten schwarzbärtigen Künstler schwärmten, ihren Männern auch wohl das sündhafte Kneipen ganz verziehen haben würden, wenn sie ihnen den Verführer nur einmal in Person vorgestellt hätten.

Kurz und gut, Fritz Gronau spielte im „Stern" die erste Rolle und stand dort mit allen Hausgenossen und Gästen auf dem besten Fuße. Als ihn Syndicus Blomeyer einmal über den Zweck und die Dauer seines Aufenthaltes in Maiseld ausfragen wollte, antwortete er mit der Erzählung einer neuen Anekdote. Blomeyer mußte lachen, daß ihm die Augen thränten, und sah dann mit Erstaunen, daß Gronau ihm entschlüpft war. Aus des Malers Munde hatte noch Keiner ein Wort über die Gräfin gehört, und sein Schweigen machte ihn um so interessanter, es umwob auch ihn mit dem geheimnißvollen Nimbus, der die Gräfin Wolfseck umhüllte.

* * *

Eines Tages stand Gronau vor der Staffelei in dem rothen Salon. Das Bild des jungen Grafen schien vollendet, nur das Auge eines Sachverständigen konnte bemerken, daß noch die letzte Hand angelegt werden mußte, daß es noch sorgfältiger Retouchirungen und Uebermalungen bedurfte, um den Schmelz der Farben vollwirkend zu machen, um jeden Zug in dem schönen männlichen Gesicht lebenswahr und plastisch hervortreten zu lassen. Gronau wollte diesen Theil seiner Aufgabe auf das Sorgfältigste erfüllen. Fast nach jedem Pinselstrich trat er ein paar Schritt von der Staffelei zurück, prüfte die erzielte Wirkung und überlegte genau, wo noch ein Schatten zu vertiefen oder Lichter aufzusetzen seien.

„Ich glaube, das Bild wird gut, und wenn mein alter Director es sehen könnte, so würde er mir wohl die Schulter klopfen oder mich gar seines Kusses für würdig halten und sagen: „Schatz, das hast du brav gemacht!" murmelte er nach einer Weile und legte Pinsel und Palette beiseite. „Was nützt das aber?" fuhr er trübsinnig fort. „Wenn ich auch ein Meisterwerk geschaffen haben sollte, so wird doch kein Hahn danach krähen. Ein paar Jahre, so lange die Gräfin noch lebt, wird das Bild hier in einem der halbdunkelen Gemächer hängen, wo man kaum den Rahmen erkennen kann, dann wird es mit allerhand Trödel in eine Rumpelkammer geworfen werden und dort verstauben und vermodern, wie das Original in seinem Grabe. Aber was schierts mich, ich werde bezahlt und habe die Laune einer reichen Dame befriedigt. Uebermorgen kann ich fertig sein und dann: vale Maiseld und ihr Maiselder auf Nimmerwiedersehen!"

Gedankenvoll sah der Maler in das Gesicht, das sein Pinsel auf die Leinwand gebannt hatte. Wie in einer Phantasmagorie veränderte sich die Figur für ihn. Volle, üppige Flechten legten sich um den Kopf, der Körper wurde biegsam, jungfräulich geschmeidig, und an Stelle der glänzenden Reiteruniform trat ein schmuckloses, schwarzes Trauergewand. Das Gesicht blieb dasselbe, Zug für Zug, ihm blieb derselbe stolze, herbe Ausdruck, dieselbe bestrickende Menschenschöne; nur kindlich unschuldiger wurde es, wie verklärt von dem Zauber der Wirklichkeit.

„Marie!" stöhnte der junge Mann auf. „Nein, ich kann nicht fort, — ich muß erst wissen, ob es vergebliches Mühen ist, wenn ich wieder und wieder versuche, Dein kaltes Herz zu rühren! Und soll es nicht sein, kann ich Dein engelschönes Antlitz nie in Liebe für mich aufleuchten sehen, so will ich doch so lange als möglich eine Luft mit Dir athmen, den Staub küssen können, den Dein Fuß betrat!"

Wie in einem Entschluß der Verzweiflung hatte Gronau einen der größeren Pinsel ergriffen und fuhr nun mit demselben über das fast vollendete Gemälde. Wenige Striche genügten, um den Kopf unkenntlich zu machen, die noch feuchten Farben zu einem häßlichen, mumienhaften Graugelb zu vermischen.

Ein leiser, klagender Ausruf ließ sich hören; es war fast, als ob das vernichtete Kunstgebilde selbst seinen Untergang betrauerte.

Der Maler fuhr leicht zusammen und hielt in seiner Zerstörung inne, der Pinsel entfiel seiner Hand, über sein Gesicht zog es wie ein Ausdruck von Reue.

„Ach, das schöne, schöne Bild!" jammerte eine gedämpfte Stimme.

Als Gronau sich umwandte, sah er den alten Friedrich vor sich, für den er in einer gewissen Verwirrung nicht gleich eine Anrede fand.

Der weißhaarige Diener blickte ihn vorwurfsvoll und fragend an: „Ach! das schöne, schöne Bild!" wiederholte er dann. „Das war ganz der junge Herr Graf, wie er leibte und lebte. Als ich heute früh hier im Salon abstaubte, habe ich immer geglaubt, der Herr Graf sehe mir über die Schulter und würde mir gleich zurufen: Alter, schon so fleißig? — Das war so die Gewohnheit des Herrn Grafen, so lange er noch lustig und heiter war, solch rothe Wangen und blühende Augen hatte, wie sie da so schön abgemalt waren. Später war's nicht mehr so, er wurde ernst und still, wie die gnädige Gräfin-Mutter, und das Fleisch fiel ihm nur so von den Knochen — deshalb mußte es ja auch ein solch schreckliches Ende nehmen, o du mein blutiger Heiland, was für ein schreckliches Ende!"

Der Alte hatte immer leiser, zuletzt nur noch flüsternd gesprochen. Eine Weile bewegten sich seine Lippen noch, ohne daß ein verständliches Wort über dieselben kam; dabei fuhr er wiederholt mit der Hand über die runzelige Stirn.

„Ich male den Kopf Eures Grafen noch einmal, Friedrich!" tröstete Gronau, der seine Befangenheit überwunden hatte. „Das Bild soll noch besser werden, als es war. Mir gefiel so Manches noch nicht!"

„Nun ja, Sie werden schon Ihre Gründe gehabt haben, daß Sie die Arbeit von so vielen Tagen wieder wegwischten, Herr Gronau!" nickte Friedrich. „Davon verstehe ich nichts, wenn ich mir auch sage, schöner wie's war, kann's gar nicht werden. Aber wenn Sie's so wollen, dann ist es um so besser, schon weil Sie nun doch noch eine gute Weile hier bleiben müssen."

Gronau fühlte sich verlegen, als er den Alten aussprechen hörte, was er sich selbst eigentlich nicht zu gestehen wagte. Er legte ein Tuch über die Staffelei und das Bild und fing an, seine Pinsel und Farbenblasen zu ordnen.

„Bitte, lassen Sie mir zu morgen die Pinsel reinigen, heute wird es doch mit der Arbeit nichts mehr", sagte er.

„Das mache ich selbst, lieber Herr!" antwortete Friedrich. „Auf den Jean können Sie sich doch nicht verlassen, der ist wie so'n Windhund, Alles mit Eile, aber nichts ordentlich. Na, er ist noch jung und nimmt vielleicht noch Lehre an! — Aber bald hätte ich die Hauptsache vergessen. Nicht etwa, weil mir auch so beim Schwatzen die Gedanken fortlaufen könnten. Das ist nicht, im Dienst heißt es bei mir: Immer auf dem Posten, immer pünctlich und gewissenhaft! Aber da das Bild, das hatte mich aus der Contenance gebracht und dann die Erinnerung an alte Zeiten. Ja, ja, wir haben schon viel erlebt in der gräflichen Familie, viel Trübes und viel Gutes. Du mein blutiger —"

Gronau hatte die redselige Art des alten Dieners schon genügend kennen gelernt und wußte, daß derselbe von seinen Erinnerungen noch lange weitersprechen und Das, was er die Hauptsache nannte, vergessen würde.

„Was hatten Sie mir denn so Wichtiges zu sagen?" unterbrach er ihn deshalb.

„Eine Bestellung von der Frau Gräfin an den Herrn Gronau! Ja, eine Bestellung oder lieber eine Bitte, wie die Gnädige selbst gesagt haben. Die Frau Gräfin sind nämlich heute leidend und lassen den Herrn bitten, einen Besuch zu empfangen, der sich bei der Frau Gräfin angemeldet hat!"

Friedrich hatte diesen Theil seines Auftrages mit der ganzen Förmlichkeit angebracht, wie sie alten Bedienten in vornehmen Häusern eigen ist, die sich selbst zu erniedrigen fürchten, wenn sie ihrer Herrschaft nicht alle gebührende Ehre zukommen lassen. Als Gronau jetzt verwundert fragte:

„Wie? die Frau Gräfin gestattet einem Besucher den Eintritt in das Haus, und ich soll ihn an ihrer Stelle empfangen?" da fuhr er vertraulich fort:

„Ja, Herr Gronau, so läßt die Frau Gräfin bitten. Hier in der kleinen Stadt — wir glaubten, es würde uns hier Niemand belästigen — sind nämlich Verwandte der gräflichen Familie aufgetaucht. Die Frau des Bürgermeisters von Maiseld ist von ihrer Mutter her entfernt mit dem seligen alten Herrn Grafen verwandt gewesen. Nun, Sie haben wohl schon lange davon gehört, daß die Frau Bürgermeister eine geborene von Harder ist und sich unter allen Umständen bei unserer Frau Gräfin einführen will."

Gronau nickte bejahend.

„Sehen Sie", fuhr Friedrich fort, „überall thut die Frau groß damit, daß Sie eine Tochter der Cousine der gnädigen Gräfin ist. Der Jean und die Magd müssen doch mal in die Stadt, seit unsere alte Mamsell krank ist, und da hören sie so Manches. Sie müssen mir aber immer beichten, was sie sich haben erzählen lassen, und so erfahre ich denn doch, was draußen vorgeht, wenn ich auch nie über unsere Gartenmauer hinauskomme. Dreimal war die Frau Brand, die Bürgermeistersfrau, nun schon mit ihrer Tochter hier, und dreimal habe ich ihr schon gesagt, daß die Frau Gräfin nicht zu sprechen sei und überhaupt keinen Besuch annehme. Das war doch wohl deutlich genug, und ich habe es so nebenbei noch deutlicher gemacht. Nun denken Sie sich, lieber Herr, was gestern geschieht! Kommt da ein Brief von dieser Frau Brand, meine gnädige Frau Gräfin hat mir Alles ausführlich erzählt und mehr gesprochen, als sonst in einem ganzen Jahr, — ja, da kommt ein Brief, und die Frau Brand schreibt, sie würde so wie heute mit ihrer Tochter noch einmal kommen. Es sei wohl nur ein Irrthum oder gar böser Wille von der Dienerschaft, daß man ihr bisher den Zutritt zu ihrer lieben Verwandten verwehrt habe, schreibt sie. Denken Sie sich, eine Frau, die einen bürgerlichen Bürgermeister in so einem Nest heirathet, wagt es noch, die Gräfin Wolfseck ihre liebe Verwandte zu nennen! Die Frau Gräfin wollte nun ein Ende mit der zudringlichen Gesellschaft machen, diese Brand mit ihrer Tochter wirklich empfangen und ihr dann rund heraus sagen, daß sie für weitere Besuche und Briefe von solchen Verwandten danke. Aber nun sind die Frau Gräfin krank, haben ihren schlimmen Tag von all dem Aerger, und da lassen sie nun den Herrn Gronau bitten, die Bestellung in ihrem Namen auszurichten!"

„Ich soll das thun?" fragte Gronau erstaunt. „Ich kenne ja die Damen gar nicht!"

„Nun, dann werden Sie eine recht angenehme Bekanntschaft machen", lachte Friedrich. „Nehmen Sie's nicht für ungut, Herr Gronau, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen gegenüber einen Scherz zu machen", fügte er entschuldigend hinzu. „Und den Wunsch der gnädigen Gräfin erfüllen Sie doch, nicht wahr? Sagen Sie der Bürgermeisterin nur, daß wir sie nicht empfangen wollen. Die Frau Gräfin meint, es sei besser, wenn Sie die Bestellung ausrichten. Ich habe die Frau Gräfin darauf gebracht, damit es nicht wieder, wie in früheren Zeiten so oft, heißt, daß ich meine gnädige Herrschaft beeinflusse. Und dann sehen Sie, hat es wohl auch weit mehr Erfolg, wenn ein so feiner Herr der Bürgermeisterin das sagt, als wenn es ein Mensch in der Livrée thut. Meine Livrée ist mein Ehrenkleid, aber gewisse Leute wollen das nicht verstehen. — Freuen Sie sich nicht auch, Herr Gronau, daß die Frau Gräfin Ihnen so viel Vertrauen schenkt?"

„Jedenfalls fühle ich mich geehrt, wenn die Gräfin Wolfseck mir vertraut", erwiderte Gronau. „Wann will die Bürgermeisterin kommen?"

„Um zwölf!" antwortete Friedrich, eine altmodische Uhr aus der Tasche seiner Schoßweste ziehend. „Es ist bald so weit. Ich werde immer gehen und die Bürgermeisterin mit ihrer Tochter unten erwarten, damit sie sich mit dem Jean nicht erst in eine Unterhaltung einlassen kann. Die Dienstboten ausfragen, das ist so die Art gewisser Leute!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaisermanöver.

* Von den Kaisermanövern meldet die „Post" des Weiteren:

* Müncheberg, 16. September. Gestern Abend fand im Hauptquartier Seiner Majestät ein eigenartiger Fackelzug statt. Der Commandeur des 4. Garde-Regiments zu Fuß, Oberst von Wlczek, hatte durch den Capellmeister des Regiments, Musikdirector Rosberg, aus den Reihen des Regiments dreihundert Sänger auswählen lassen, welche mit dem gesammten in Müncheberg einquartierten 1. Bataillon des Regiments Seiner Majestät ein Ständchen bringen sollten. Anfangs des Manövers wurde der schöne Gedanke gefaßt und nach nur einigen Proben, welche durch die Manöververhältnisse sehr erschwert wurden, hatte am Donnerstag Vormittag in Müncheberg die Generalprobe stattgefunden. Von Donnerstag bis Sonnabend Abend verzögerte sich die Aufführung. — Gestern Nachmittag um 5 Uhr traten die Sänger, über 600 Mann stark, vor dem Frankfurter Thor in dem großen Garten des Fabrikbesitzers Klüe an, um zwei Stunden vor der Aufführung noch eine Probe abzuhalten. Diese Probe dauerte eine Stunde, und nachdem die Mannschaften sich noch derselben etwas ausgeruht, wurde wiederum angetreten und dann um 7 Uhr nach dem am jenseitigen Ende Müncheberg's gelegenen kaiserlichen Hauptquartier abgerückt. Die Mannschaften waren im Ordonnanzanzug. Hundertundfünfzig Pechfackeln gaben dem imposanten Zug, welcher sich unter den Klängen der Regimentscapelle und der Spielleute durch die Straßen entlang zog, ein festliches Gepräge. Mit dem Marsch der deutschen Kaisergarde von Fr. W. Voigt, bei welchem auch die Trommler und Hornisten mitwirkten, rückte das militairische Sängercorps um 7½ Uhr durch das weite Einfahrtsthor des Gutshauses Müncheberg auf den großen Hof und nahm in einem Carré, dessen Seite nach dem Hause zu offen blieb, Aufstellung. In der Mitte des Hauses war für Musikdirector Rosberg zum Dirigiren ein Podium erbaut. Eine ungeheure Menschenmenge sperrte draußen die ganze Straße. Auf der Rampe und in dem Vestibül des Hauses Müncheberg hatte sich um 7 Uhr eine zahlreiche glänzende Gesellschaft eingefunden. Se. kgl. Hoheit Prinz Friedrich Leopold und Se. Hoheit Herzog Günther von Schleswig-Holstein, sowie die in Müncheberg einquartierten Generäle und Stabsofficiere und die Flügeladjutanten waren um 7 Uhr erschienen, um der Aufführung beizuwohnen. Um 7½ Uhr trat Se. Majestät der Kaiser, welcher bis dahin einen längeren Vortrag des Chefs des Militaircabinets angehört hatte, aus dem Vortragszimmer auf die Rampe. Hausmarschall Freiherr von Lyncker überreichte Sr. Majestät dem Kaiser das Programm, welches Allerhöchstderselbe durchlas, worauf er das Zeichen zum Anfang gab. Der Kaiser trug den Interimsrock mit dem königlichen Hausorden der Hohenzollern und der Mütze und begrüßte die Herren seines Hauptquartiers durch Händedruck. Die Capelle des 4. Garde-Regiments zu Fuß setzte an, und bald darauf fiel der gewaltige Sängerchor mit frischer, kräftiger Stimme ein; es war Richard Wagner's Kaisermarsch, dessen Klänge in imposanter Tonwirkung von den Wänden des umschlossenen Hofes